

Beiträge zum
Widerstand 1933 – 1945

BERLIN

14

Anna Sabine Halle

„Die Gedanken sind frei...“

Eine Jugendgruppe der Berliner Quäker 1935–1941

GEDENKSTÄTTE DEUTSCHER WIDERSTAND BERLIN

„Die Gedanken sind frei...“

Eine Jugendgruppe 1935–1941

Vorbemerkung

Dieser Bericht handelt von einer Jugendgruppe der Quäker, daher erscheint es mir sinnvoll, auf einige religiöse Grundlagen der „Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)“, die vielfach als Wohlfahrtsorganisation mißverstanden wird, hinzuweisen. Wir selbst bezeichnen unseren Glauben häufig als eine „Religion ohne Dogma“, weil wir – ohne Kult und Geistlichen – eine „Stille Andacht“ abhalten, in der Überzeugung, daß Gott sich jedem Menschen unmittelbar offenbaren kann; manchmal spricht in dem Schweigen ein Teilnehmer aus, was ihn bewegt. Wir glauben, daß – wie verschüttet auch manchmal – etwas „von Gott“ (oder allgemeiner „etwas Gutes“) in jedem Menschen lebt. Die selbstverständlichen Konsequenzen dieses Glaubens sind für uns u.a. Toleranz gegenüber jedermann, Abbau von Rassen- und Klassenunterschieden, vor allem aber die Ablehnung der Todesstrafe und des Krieges – entsprechend der Erklärung des englischen Begründers des Quäkertums, George Fox (1660): „Wir kämpfen nicht mit Waffen, weder für weltliche Reiche noch für das Reich Gottes auf Erden.“ Für Quäker sind von jeher religiöser Glaube und politisches Handeln untrennbar miteinander verbunden.¹ Ein Versuch, diese Überzeugung auch unter den Bedingungen des NS-Regimes zu verwirklichen, soll hier beschrieben werden.

Zur Vorgeschichte der Jugendgruppe

Einzelne Berliner Quäker waren bereits seit 1933 der Verfolgung ausgesetzt, und wenn auch persönlich für ihr Handeln verantwortlich, wußten sie sich immerhin stets in ihren Gewissenskonflikten von der ganzen Gruppe mitgetragen. Doch kann hier auf Einzelschicksale nicht eingegangen werden, sondern es interessiert die Frage, wie die „Berliner Monatsversammlung“ der Quäker als Organisation ihre Haltung gegenüber dem NS-Regime 1933 in der Öffentlichkeit deutlich machte. Einige Beispiele: Am 2. Februar 1933 beschließt sie eine Spende für das soeben von der SA demolierte Antikriegsmuseum des revolutionären Pazifisten Ernst Friedrich in der Parochialstraße 29, Bezirk Mitte.

¹ s.a. Broschüre von Carl Heath: „Religion und öffentliches Leben“, 1921; neu zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von A. H. 1968.

Dann ein Versuch, politischen Häftlingen ein Zeichen unserer Verbundenheit zu geben, der offenbar oft besprochen worden ist, denn im Protokoll vom 4. Januar 1934 heißt es: „Die für das Lager Lichtenburg (KZ) gesammelten Bücher sollen gesichtet und abgesandt werden, wenn auch Bedenken bestehen, ob nicht eine derartige Stiftung die mittelbare Anerkennung einer Einrichtung bedeutet, deren möglichst baldige Beseitigung zu wünschen ist.“

Den unmittelbaren, direkten Anstoß für die Gründung einer Jugendgruppe können wir in einer Jahre überdauernden Einrichtung sehen, zu der es im Protokoll vom 4. Mai 1933 heißt: „Wir beschließen, uns persönlich bekannte gefährdete Menschen, wie etwa Sozialisten oder von den Rassebefehlen Betroffene, regelmäßig zu einem geschlossenen Teeabend einzuladen.“ Der Gedanke war, unsere Verbundenheit mit den Verfolgten auszudrücken, ihnen für einige Stunden in einer entspannten Atmosphäre eine Geselligkeit zu bieten, die sie von den aktuellen Sorgen ablenkte. Auch wenn es sich um einen geschlossenen Kreis handelte, sollte eben möglichst nicht über Politik diskutiert, sondern vielmehr ein kulturelles kleines Programm geboten werden, bei dem auch die Gäste aktiv sein, d.h. anderen eine Freude bereiten konnten. In diesem Kreis und bei Gesprächen mit den Hilfesuchenden im Quäkerbüro ergab sich ganz von selbst die Notwendigkeit, etwas für die Kinder zu tun. Viele Kinder von rassistisch oder politisch Verfolgten gingen nur noch mit Angst zur Schule, viele mußten die Schule wechseln, das NS-Regime hatte nicht nur alle Jugendorganisationen außer den staatlichen verboten, auch auf informellem Wege, durch Druck auf die Eltern, zerbrach es die Freundschaften von Kindern und Jugendlichen, ließ sie gehemmt und einsam werden. Auch die andere Gefahr wurde von den Quäkern vorausgesehen, daß nämlich „Hitlerjugend“ (HJ) und „Bund deutscher Mädchen“ (BDM) mit ihren Heimatabenden, dem Singen und Wandern und insgesamt einem pädagogisch nicht ungeschickten Programm auf manche Jugendliche nicht ohne Wirkung bleiben würden. Wenn man bedenkt, wie wenige Erwachsene angesichts allgemeiner Begeisterung für das NS-Regime einen kühlen Kopf bewahrten, dann versteht man, um wie vieles schwerer junge Menschen ein ständiges Außen-seiterdasein (das sie auch noch begründen mußten!) ertragen konnten.

Die Notwendigkeit einer Jugendgruppe ließ uns allerdings auch die Schwierigkeiten und Gefahren von Anfang an nicht übersehen. Ein Großteil der Berliner Mitglieder war persönlich gefährdet oder bereits „gemäßregelt“, und nun wollten wir zusätzliche Schwierigkeiten riskieren, ja die Verantwortung übernehmen für Jugendliche, deren Eltern nicht einmal Quäker waren. Von den nach dem Gedächtnis aufgelisteten 46 Jugendlichen insgesamt von 1935-1941 kamen nur 8 aus Quäkerfamilien. Vor allem aber handelte es sich um eine „gemischte“ Gruppe, d.h. nicht nur Jungen und

Mädchen bildeten sie gemeinsam, sondern – in den Augen der Machthaber viel schlimmer – „Arier“ und „Juden“ und „Sozialisten“ sangen, wanderten und diskutierten miteinander. Solche Gruppenbildung war bereits 1934 nicht mehr erlaubt.

Religiöse Überzeugung und politische Klugheit

Als die Berliner Quäker ihr Projekt einer Jugendgruppe unserem obersten Entscheidungsgremium, dem Arbeitsausschuß der deutschen Jahresversammlung, mit der Bitte um ideelle und finanzielle Förderung vorlegten, waren sie enttäuscht, daß dies abgelehnt wurde. Nun mußten sie (50 Mitglieder von ca. 225 in ganz Deutschland) alle Verantwortung allein tragen, d.h. vor allem die konkrete äußere Verantwortung gegenüber Behörden und möglichen Konflikten. Innerlich wußten wir uns mitgetragen von allen Mitgliedern, denn das Eintreten für politisch und rassistisch Verfolgte war selbstverständlich; darüber hinaus heißt es in dem 11. Brief der Deutschen Jahresversammlung „An die Freunde in Deutschland und überall“ vom 2. August 1936: „...durften wir erfahren, daß Menschen, die durch Leid gingen und im Leid stehen, unter uns waren, frei von Bitterkeit und Haß. Lebendiges Zeugnis war uns dies alles von der Kraft des Geistes, der alle Verzweiflung überwindet und uns ruft zu der Aufgabe, vor der wir zitterten: auf unseren Schultern das Kindlein durch die Fluten dieser Zeit an das andere Ufer zu tragen. Niemals ist uns der Sinn des Wortes ‚Freund‘ zarter, schöner und verpflichtender erschienen als heute, wo alle, die sich Christen nennen, eine eigene, unabdingbare Verantwortung dafür tragen, daß das Werk des Meisters in dieser Welt sich vollende.“ Wie schwierig es werden könnte, diese Überzeugung angesichts der Gefahr eines Verbots der Gesamtgesellschaft durchzuhalten, über diesen Konflikt hatte der Arbeitsausschuß schon im April 1933 alle Mitglieder in einem Schreiben „Streng vertraulich und persönlich“ informiert – (soweit dies angesichts der Briefzensur möglich war).

Zuerst betont er in dem Brief noch einmal das Festhalten an der Einheit von Religion und öffentlichem Leben: „Die Zeit privater Erbauung ist vorbei... Wir müssen getragen sein von der Offenbarung des Ewigen in unserem Leben, so daß zwischen unserem Tun und unserer religiösen Überzeugung kein Unterschied mehr ist.“ Dann aber ist die Rede von „der Verantwortung für das Bestehen des Quäkertums in Deutschland“, und schließlich heißt es deutlich: „Aber wir bitten sie (die Mitglieder), ihr Tun in aller Zurückhaltung unter die eigene Verantwortung zu stellen und nicht zu glauben, als Quäker etwas tun zu müssen oder unter diesem Namen mehr tun zu können, als wozu ihre eigenen Kräfte ausreichen.“ Abgesehen von dieser Absicherung gegenüber möglicher leichtsinniger Gefährdung war das

Vertrauen später zu unserer Jugendgruppe bei den Jahresversammlungen offenbar unbegrenzt, obgleich gerade diese Treffen ständig besonders gefährdet waren – durch Gestapoleute oder Spitzel. So enthalten auch ab 1937 die Einladungen nicht ohne Grund neben der Bemerkung, daß Nichtmitglieder nur mit ausdrücklicher Befürwortung einer Gruppe teilnehmen können, stets folgende Mahnung: „Wir müssen von unseren Mitgliedern und allen Teilnehmern der Versammlung die äußerste Disziplin in Wort und Haltung nicht nur in den Versammlungen selbst erwarten, sondern auch nach außen hin im Verkehr mit den Einwohnern und Badegästen, in den Quartieren und in den Gesprächen in den öffentlichen Lokalen.“

Zusammensetzung und Ziele der Jugendgruppe

Die Berliner Monatsversammlung der Quäker beauftragte mit der Leitung der Jugendgruppe Willy Wohlrabe, einen Mann mit großer pädagogischer Erfahrung; er war früher Sozialdemokrat und in Sachsen Dezernent für alle Jugendfragen gewesen. 1933 mußte er nach Berlin fliehen und schloß sich den Quäkern an. Daß er hier dann mit der von ihm gegründeten Firma „Jugendfilmverleih“ nicht nur fruchtbare Kulturarbeit leisten, sondern auch vielen gefährdeten Menschen Arbeit und Sicherheit vor Verfolgung bieten konnte, zeigt, wie – glücklicherweise – „ungeordnet“ die Gestapo manchmal noch arbeitete. Wir Jugendlichen akzeptierten diesen Leiter ohne weiteres, ließ er uns doch größtmögliche Freiheit, und wir waren sehr stolz, daß in unserer Gruppe – im Gegensatz zu unseren Schulkameraden in der HJ und dem BDM – kein Führerprinzip herrschte. Wir praktizierten sogar „Quäkerdemokratie“, d.h. wir entschieden eine Sache nicht nach Mehrheiten, sondern durchdachten und besprachen sie solange, bis – möglichst – Einmütigkeit herrschte. Eigentlich ist es ja, rückblickend, ungewöhnlich (und wohl der behutsamen Führung einiger Quäker zu danken), wie leicht wir die Glaubensgegensätze unserer Elternhäuser überbrückten: wir waren ja nur 8 „Quäkerkinder“, 13 kamen aus SPD-Kreisen, und 25 waren „rasseverfolgt“, d.h. diese wieder unterschiedlich entweder aus streng mosaischen oder auch ganz „emanzipierten“ jüdischen Familien, oder aus „privilegierten Mischehen“, um nur einige Vokabeln des Rassenwahns zu nennen. Was war uns gemeinsam? Das Klischee „bürgerlich-idealistisch“ paßte auf uns nur wenig, obgleich die meisten von uns auf höhere Schulen gingen und man sagen kann, daß wir auf der – wenn auch unklaren – Suche nach Idealen waren. Doch – und hier wuchs uns eine gemeinschaftsbildende konkrete Ausrichtung zu – die uns nahegebrachten Vorbilder verbanden Ideale mit konkretem sozialem Handeln: Albert Schweitzer, Gandhi, Laotse, der Japaner Kagawa, frühe Quäker, die für Sklavenbefreiung und gegen Rassentrennung mit gewaltlosen Mitteln kämpften, sowie – in seinem Wirken als vorbildlicher Mensch – nicht zuletzt natürlich Jesus.

Bezeichnend scheint mir für die Atmosphäre unseres Gruppenlebens, wie uns Albert Schweitzers „Ehrfurcht vor dem Leben“ stets aufs neue beschäftigte. So wie anderen Bibelsprüche in Zeiten der Bedrängnis einfallen, so erinnerten wir uns immer wieder an zwei Worte von Schweitzer: „Das Wissen vom Leben, das wir Erwachsenen den Jugendlichen mitzuteilen haben, lautet also nicht: ‚Die Wirklichkeit wird schon unter euren Idealen aufräumen‘, sondern: ‚Wachset in eure Ideale hinein, daß das Leben sie euch nicht nehmen kann. –“¹ Und dringlicher noch, direkter auf den wachsenden Terror bezogen: „In dieser Zeit, wo Gewalttätigkeit in Lüge gekleidet so unheimlich wie noch nie auf dem Throne der Welt sitzt, bleibe ich dennoch überzeugt, daß Wahrheit, Liebe, Sanftmut und Gütigkeit die Gewalt sind, die über aller Gewalt ist. Ihnen wird die Welt gehören, wenn nur genug Menschen die Gedanken der Liebe, der Wahrheit, der Friedfertigkeit und der Sanftmut rein und stark und stetig genug denken und leben.“²

Unser fast normales Gruppenleben

Beginnen wir bei dem, was man allgemein „Diskussionen“ nennt – die Quäker sagen statt dessen „Aussprachen“, und damit ist anstelle der Auseinandersetzung ein Miteinander gemeint. Natürlich sprachen wir immer wieder über das in einer Diktatur ja naheliegende Thema „Innere und äußere Freiheit“, über „Beziehungen des einzelnen zu seiner Umwelt, seinen Mitmenschen“. Zwar war damals das Wort „Klassenantagonismus“ noch kaum verbreitet, aber das Problem kannten wir wohl. In einem Bericht von 1939 steht der Satz: „Es schien uns, als ob heute noch immer die intellektuelle Bildung, das reine Wissen, zu hoch bewertet wird. In den Schulen ist nicht der reif, dessen Persönlichkeit harmonisch und schön entwickelt ist, sondern der, dessen Kenntnisse eine bestimmte Stufe erreicht haben.“ Hier klingt auch eine Frage an, die uns als vorwiegend „Bürgerliche“ in der NS-Zeit beunruhigte – und m.E. bis heute nicht beantwortet ist: Wie kommt es, daß Intellektuelle trotz „humanistischer“ und akademischer Bildung durch eine inhumane Ideologie so leicht verführbar waren, so wenig „durchblickten“?

Über unsere Auseinandersetzungen mit der NS-Ideologie mußten wir natürlich verschleiern berichten: „Was können wir heute Positives leisten?“ und „Inwieweit können Weltanschauungen die Menschen voneinander trennen?“ Als Gegengewicht zu solchen Fragen boten die älteren Quäker uns soziale Aufgaben. Durch Patenschaften, Spielzeugbasteln, Kleider-

¹ A. Schweitzer: „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit“, 1924, S. 63

² A. Schweitzer, a.a.O. S. 63

sammlung und Weihnachtsbescherung armer Familien in der Ackerstraße (damals typische Wohngegend der sogenannten sozialen Unterschicht) sahen wir unsere eigene materielle Lage in anderem Licht, ein ganz heilsamer Schock z.B. für ein Bürgerkind beim Besuch einer solchen Wohnung: die Leute hatten nicht einmal Bettwäsche. Die Idee eines „Hilfsausschusses“ gaben wir allerdings später auf, mit dem etwas ratlosen Appell, alles abzugeben, was man nicht braucht. Was es auf andere als materielle Art mit benachteiligten Menschen an besonderen Aufgaben zu lösen gibt, das erfuhren wir in unserer eigenen Gruppe ständig: ein Mädchen war infolge Kinderlähmung kaum gehfähig, sie nahm aber selbstverständlich an allen unseren Wanderungen, auch einer Riesengebirgstour, teil, in einem Handwagen gezogen. Auf andere Weise für unsere Bewußtseinsbildung sorgte Friedel W. Sie war die Tochter eines Kneipenwirtes aus dem Norden Berlins, konnte also mit den intellektuellen Höhenflügen sogenannter „höherer“ Schüler wenig anfangen. Aber wie man möglichst sparsam für die Gruppe kocht, das wußte sie besser als alle. Nicht zuletzt sorgten auch die geselligen Abende mit Singen und Gesellschaftsspielen für eine Überwindung der Klassenschranken.

Als die Quäker junge Menschen zusammenbrachten, die nicht der NS-Ideologie gemäß „hart wie Kruppstahl“ sein wollten, boten sie nicht nur bewußt dazu ein Gegengewicht in Vorträgen etc. an, mehr noch wirkten sie unbewußt auf uns durch ihr Vorbild. Gewiß konnten die meisten von uns Jungen mit der einstündigen stillen Andacht, in der nur wenig gesprochen wird, nicht immer etwas anfangen. Aber die Ruhe empfanden wir als wohltuend, und ein kurzes gemeinsames Schweigen zu Beginn und Ende unserer eigenen Veranstaltungen wurde uns selbstverständlich. Ebenfalls verstehen und nachvollziehen konnten wir die schlichte persönliche Lebensführung der Quäker, die in früheren Jahrhunderten aus puritanischer Tradition, heute dagegen mehr aus dem Wunsch gepflegt wird, alles zu vermeiden, was Menschen trennen kann. Wenn in unserer Gruppe keine „Kluft“ getragen wurde, so war der Grund auch einfach der, daß manch einer sie sich nicht hätte leisten können; außerdem war uns alles, was irgendwie nach Uniform aussehen konnte, ein Greuel. Überhaupt waren uns Garderobe und Haartracht gleichgültig, darüber wurde nie diskutiert. Ich vermute zwei Gründe: a) es gab weitaus größere Probleme, b) wir waren sowieso auf eine uns ständig gefährdende Weise Außenseiter; darüber hinaus als unkonventionell aufzufallen, konnten wir uns nicht leisten. Ein wenig übertrieben scheint es mir heute und nur aus dem Zeitgeist heraus verständlich, wie die älteren Quäker unser Urteil über Rauchen und Alkohol beeinflussten. Wir lehnten beides radikal ab, wollten frei bleiben von jeder Art Sucht, vor allem aber so beitragen zur Aufklärung über die vor allem damals in Arbeiterkreisen verheerenden Folgen, wenn z.B. ein Familienvater seine Gesundheit zerstörte und den Wochenlohn der Familie an einem

Abend vertrank. Einige weitere Forderungen, die wir uns selbst auferlegten, würde eine Jugendgruppe heute vielleicht „repressiv“ finden: Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit. Dies waren für uns nicht „preußische Tugenden“, Werte an sich, sondern vielmehr notwendige Voraussetzungen für ein fruchtbares Zusammenleben. Wie sehr eingeübte Selbstbeherrschung später für einige von uns im Untergrund oder in der Emigration lebenswichtig sein könnte, das wußten wir damals zum Glück noch nicht.

Wo nun sollte eine Jugendgruppe wandern, die nicht nur gegen das Versammlungsgesetz der Nationalsozialisten verstieß, sondern auch ständig den Vorwurf der „Rassenschande“ fürchten mußte? In der Öffentlichkeit fielen wir ja auch dadurch zusätzlich auf, daß wir – wie schon erwähnt – ein gelähmtes Mitglied in einem Wagen zogen. Am schwierigsten war es immer, ein Nachtquartier zu finden, das keine Ausweise, Genehmigung o.ä. verlangte. In dem kleinen Ostseebad, unsere erste Reise 1935, war man wohl einfach ahnungslos, schwieriger war die Organisation der späteren Ostertreffen mit auswärtigen Freunden in Berlin sowie der Reisen nach Bad Pyrmont. Warum fuhren wir ausgerechnet nach Pyrmont, diesen eher konservativen Badeort? Einmal war hier das historische Zentrum unserer Gesellschaft, Einwohner und Gäste des Ortes kannten den Namen „Quäker“ seit langem durch den alten Quäkerfriedhof, vor allem das auf den Grundmauern von 1832 im Jahre 1932 wiedererrichtete älteste Quäkerhaus Europas, wo wir uns seitdem zur Jahresversammlung treffen. Persönlich blieben wir in Pyrmont während der NS-Zeit unbehelligt, dagegen wurde 1942 auch unsere letzte Publikation, die Monatsschrift „Der Quäker“, verboten, unser Haus beschlagnahmt und der geschäftsführende Quäker ins KZ Buchenwald gebracht.

Bad Pyrmont bot unserer Jugendgruppe neben dem schönen, zum Wandern geeigneten Weserbergland im nahen Dorf Friedensthal, fern von mißtrauischer Beobachtung ein Strohlager und eigene Kochmöglichkeit für die ca. 15 Jugendlichen und 2 Erwachsenen; vor allem aber konnten wir unser eigenes Programm mit dem der älteren Freunde im Quäkerhaus verbinden. Was in einer Diktatur, unter Gewalt und Terror „Kommunikation“ als psychische Überlebenshilfe bedeutete, das ist heute kaum noch vorstellbar. Jeder Besucher aus dem Ausland brachte nicht nur bewegende Grußbotschaften aus einer anderen, freien Welt; indem er ein paar Tage mit uns lebte, wußten wir uns nicht allein in Gewissensnot. Bei den großen öffentlichen Pyrmonter Andachten (ca. 200 Teilnehmer) lernten vor allem die Nichtquäker unter uns, welches Wagnis der programmlose, fast schweigende Gottesdienst ohne Leitung darstellt, wie aber auch eine große Ermüdung und innere Ruhe von ihm ausgehen kann. Ohne es zu wissen, konnten wir Jungen zum Gelingen dieser Tagungen etwas Wichtiges beitragen. Die älteren Freunde, voll Sorge mit den vielfältigen Konflikten der Zeit rin-

gend, voller Zweifel, auf welche Weise sie für Recht, Menschlichkeit und Freiheit eintreten sollten, hier konnten sie einen bescheidenen Erfolg ihrer Bemühungen erfahren – junge Menschen, die ihre Ziele verstanden und teilten. Und welche Ermutigung! Wir Jungen – als „Volksfeinde“ eines Reiches, das angeblich tausend Jahre dauern sollte, alle ohne Zukunft – wir waren so fröhlich. Und wir wollten den Erwachsenen so gern danken für alle Opfer, die sie für uns auf sich nahmen. Nur in der verdeckten Sprache eines Liedes konnten, durften wir diesen Dank, unser „Dennoch!“, ausdrücken vor dem Quäkerhaus, in der Öffentlichkeit: „Ostern, Ostern, Frühlingswehen, Ostern, Ostern, Auferstehen aus der tiefen Grabesnacht...“ Der witzig-übermütige Bericht über diese Tagung im Jahre 1938, den zwei jüdische Mädchen für unsere Gruppe machten, liest sich heute, mit dem „Nachwissen der Distanz“, in seiner Unbeschwertheit fast gespenstisch. Doch es war gerade die Absicht der Berliner Quäker, daß wir den Ernst der Zeit für Augenblicke vergessen sollten. Welche Sorge um mögliche politische Konsequenzen sie neben den finanziellen Opfern für uns über Jahre hinaus auf sich nahmen, davon ließen sie uns vielleicht allzu wenig merken, reagierte doch unsere jugendliche Unbekümmertheit manchmal sogar mit spöttischen Bemerkungen angesichts der Mahnung, wir mögen doch, um nicht aufzufallen, nach den Gruppenabenden unsere langen, geräuschvollen Abschiede auf der Straße etwas abkürzen. Die meisten von uns wußten nicht einmal, daß jedes Wandern von politisch und rassistisch verfolgten Jugendlichen in Deutschland längst verboten war. Wir hatten auch keine Ahnung, daß wir eine Reise in den tschechoslowakischen Teil des Riesengebirges einer besonderen Verständigungsarbeit unseres Leiters in früheren Zeiten verdanken. Obgleich jetzt durch HJ-Umtriebe hier im Grenzgebiet der Haß gegenüber den Deutschen besonders geschürt worden war, stellten die amtlichen Stellen uns 1937 besondere Ausweise aus und behandelten uns betont freundlich, weil ihnen das völkerverbindende „Jugendwandern“ von Willy Wohlrahe aus der Zeit vor 1933 in guter Erinnerung war.

Im Sommer trafen wir uns regelmäßig zum Familientag mit den übrigen Berliner Quäkern auf dem Grundstück einer verfolgten Pädagogin in Finkenkrug bei Berlin. Als zu Pfingsten 1937 unsere Jugendgruppe dort eine Freizeit abhielt, gab es einen ernsten Zwischenfall: eine HJ-Abteilung überfiel uns, rief die SA und ein Auto mit einem höheren Führer herbei und ließ uns mehrere Stunden lang durch die Straßen bis zum Polizeirevier in Spandau marschieren. Unterwegs zogen sie einem Mitglied von uns unter Gebüll „das braune Ehrenkleid“ aus (gemeint war das HJ-Hemd, das er bei uns ohne Abzeichen trug). Die Polizisten waren nicht unfreundlich, zogen die Liederbücher, das Braunhemd sowie das Quäkerbuch „Christliches Glauben und Denken“ ein und entließen uns dann nachts. Wie wir mit dem gelähmten Mädchen im Handwagen in die Stadt zurückkehren sollten,

kümmerte sie nicht. Kurze Zeit später wurden ein Junge und ich (wir waren 16 Jahre alt) zur Gestapo vorgeladen, einzeln stundenlang ins Kreuzverhör genommen. Eine Erinnerung: ich fand es schwierig, trotz der Angst blitzschnell für meine Überzeugung die richtigen Worte zu finden – wahrheitsgetreu und doch „klug wie die Schlangen“. Heute kann man sich kaum vorstellen, zu welch gefährlichen Fallen scheinbar simple Fragen werden konnten, z.B. „Warum verkehren Sie mit Juden, was doch verboten ist?“ oder „Warum singen Sie in Ihrer Kirche nicht ‚Die Fahne hoch‘?“

Das Quäkerbüro – unter anderem ein Jugendzentrum

Das „Quäkerbüro“, wie das „Internationale Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)“ kurz genannt wurde, stellte einen Teil seiner Räume der Berliner Quäkergruppe zur Verfügung. Diese Tatsache war in der NS-Zeit schon an sich ein Beweis besonderen Vertrauens, waren doch nicht nur die Andachten und Vorträge öffentlich; neben der Kinder- und unserer Jugendgruppe gingen dort die „Jungfreunde“ (20–25 Jahre alt) und die zahlreichen Mitglieder eines „Studentenclubs“ ein und aus. – Unser jugendliches Gemeinschaftsleben wurde zweifellos nicht nur durch seine Ziele und Interessen bestimmt, vielmehr in gleicher Weise – atmosphärisch – durch die Zeitumstände und die räumlichen Bedingungen dieses Büros. Im folgenden möchte ich zeigen, welcher Freiraum uns dort geschaffen wurde, wie sehr aber andererseits wir unsere Freiheit selbst beschränken mußten, um die vordringliche Arbeit der Erwachsenen dort, die Hilfe für NS-Verfolgte, nicht zu gefährden.

Die Lage dieses 1920 zentral am S-Bahnhof Friedrichstraße in der heutigen Planckstr. 20 eingerichteten Büros erwies sich später, zur Zeit der NS-Verfolgungen, auf mancherlei Weise als günstig: Im ganzen Gebäudekomplex befanden sich kaum Privatwohnungen, das Büro erreichte man unauffällig über einen Hof, dann waren es nur wenige Stufen zu den im Parterre gelegenen Räumen. Dieses etwas düstere und karg möblierte Büro in seiner Geschäftsnüchternheit war allerdings nach heutiger Vorstellung für ein Jugendzentrum wenig geeignet. Doch wir haben damals nicht einmal Bilderschmuck vermißt, auch war es uns selbstverständlich, daß die lawinenartig wachsende Zahl von Akten Hilfesuchender für eigene Raumgestaltung einfach keinen Platz ließ. Heute frage ich mich allerdings, ob wir nicht in uns selbst bereits den Wunsch nach einem schönen, heiteren äußeren Rahmen weitgehend zurückgedrängt hatten angesichts täglicher lebensbedrückender Probleme und weil unsere materielle Lage keinerlei „Luxus“ zuließ (manche Mitglieder konnten nicht einmal das S-Bahn-Fahrgeld allein aufbringen). Doch unsere Sehnsucht nach etwas

zwecklos Schöner jenseits der grausamen Realität wurde schon erfüllt, wenn sonntags ein Blumenstrauß den Andachtsraum schmückte und der Blick durchs Fenster auf die grünen Büsche des Berliner Hinterhofs fiel. – Wir hatten früh gelernt, auf dem Weg zu und von unseren Gruppenabenden nicht unnötig aufzufallen. Doch war erst die schützende Höhle unseres Büros erreicht, waren wir jung, ertönten lautes Reden, Lachen und Gesang ungehemmt. Es ging uns ja hier gut: die Räume waren warm, eine Putzfrau hielt das Linoleum blank, wir konnten Tee kochen, der Versammlungsraum war groß genug auch für Gesellschaftsspiele, es gab ein Klavier, und wir hatten einen kleinen eigenen Schrank. Irgendwelches politisches Aufklärungs- und Agitationsmaterial und verbotene Bücher besaßen wir nicht, jede illegale Tätigkeit war aus diesen Räumen verbannt. Ich war noch im nachhinein entsetzt, als ich kürzlich las, daß der „Rote Stoßtrupp“ einmal eine Druckmaschine im Büro abgestellt hatte, ohne unser Wissen. Übertriebene Ängstlichkeit? Eher wohl eine uns selbstverständliche nüchterne Rechnung: Nur für das uns wirklich Wichtige durften wir im Ernstfall die Schließung dieses Hilfsbüros oder ein Verbot der Quäker riskieren. Andererseits handelten wir bewußt den Gestapoauflagen entgegen, indem wir den freundschaftlichen Verkehr zwischen „Juden“, „Ariern“ und „Politischen“ fortsetzten, dieser war ein Ausdruck jenes Wichtigen, eben unsere Quäkergrundhaltung.

Die Hilfstätigkeit

Die weltweite Bedeutung der Adresse „Prinz-Louis-Ferdinand-Str. 5“ wurde uns erst allmählich klar. Die Mitarbeiter des Büros waren schweigsam. Wozu auch uns die wenigen Stunden unbeschwerten Lebens durch Berichte fremder Leiden verdunkeln und damit die Angst um das eigene, völlig ungewisse Schicksal noch vermehren? Wir waren auch nicht neugierig; in schrecklichen Zeiten hat man wenig Lust auf grausige Geschichten. Das Internationale Sekretariat, besetzt mit einem amerikanischen, englischen und deutschen Quäker und entsprechendem Büropersonal, war nach dem 1. Weltkrieg für Versöhnungs- und Friedensarbeit gegründet worden, insbesondere, um eine Kinderspeisung für Deutschland zu organisieren. – In Berlin, als Hauptstadt und damit Mittelpunkt des geistigen und politischen Lebens in Deutschland, mit einem Bevölkerungsanteil von ca. 250 000 jüdischen Bürgern (ich benutze hier einen an sich unkorrekten Sammelbegriff), wurden 1933 die Auswirkungen der NS-Diktatur besonders deutlich: Jüdische, aber auch politisch Verfolgte baten im Quäkerbüro um materielle Unterstützung oder Hilfe bei Auswanderungsplänen und Stellungssuche (z.B. konnte dem jüngsten Sohn des ermordeten Ministerpräsidenten Kurt Eisner die Flucht in die USA ermöglicht werden). Den Kontakt zu „rassisch“ Verfolgten am Ort verstärkte zunächst die Berliner Quäkergruppe. Aber

bald, mit den „Nürnberger Gesetzen“ (1935), änderte sich die Lage schlagartig, strömten Hilfsuchende aus allen Gegenden Deutschlands ins Büro, denn vielen Betroffenen wurde nun überhaupt erst bewußt, daß grundsätzlich alle Personen jüdischer „Rasse“ mit gleicher Brutalität verfolgt werden würden, mochten sie auch bisher als evangelische oder katholische Christen, als Sozialisten oder auch konservative „gute Deutsche“ und Weltkriegsteilnehmer sich mit den „Glaubensjuden“ (denen mosaischer Religion) in keiner Weise verbunden gefühlt haben. Organisierte Hilfstätigkeit wurde also dringend notwendig. Die Jüdische Gemeinde betreute bereits die mosaischen Juden; nun richteten die protestantische und die katholische Kirche für ihre Mitglieder Hilfsbüros ein. Besonders bekannt und aktiv wurde schnell die protestantische Hilfsstelle unter Propst Grüber mit mehr als 30 Mitarbeitern. Bei dieser Arbeitsteilung entstand zwangsläufig die Frage: Wer hilft den aus der Jüdischen Gemeinde oder den Kirchen Ausgetretenen, den Konfessionslosen, den jüdischen Partnern und Kindern aus Mischehen? Das hieß konkret: Wer im Ausland nimmt sie auf in Familien, in Schulen, wer beschafft den Eltern Arbeitsplätze und das Geld für „Affidavits“ (Garantie des Lebensunterhalts im fremden Land), wer übernimmt Paß- und Reisekosten? Welche Länder nehmen noch Flüchtlinge auf? Kann man die meist älteren Intellektuellen, die vielen Rechtsanwälte und Ärzte zum Beispiel, umschulen auf ein Handwerk und damit ihre Auswanderungschancen verbessern? Wie kann man kranke und alte Menschen retten, für die niemand zuständig ist? So wurde das Büro der Quäker in Berlin immer mehr Ziel und Mittelpunkt dieser Unglücklichen, und es betreute bald insgesamt die „konfessionslosen Juden“ in Zusammenarbeit mit den Quäkerbüros in den USA, Schweden, Shanghai, Tokio, Australien, Südafrika, Genf, London, Wien. Besonders intensiv war der Kontakt zu den Zentren in Paris, Amsterdam und Kopenhagen. Eine kontinuierliche Zusammenarbeit mit den o.a. übrigen Hilfsbüros in Berlin ergab sich schon aus der unterschiedlichen Konfession in betreuten Familien; es galt auch, gemeinsam die Haltung der Gestapo gegenüber der „Judenhilfe“ insgesamt einzuschätzen. Daß Propst Grüber bei den NS-Behörden den Begriff und damit relativen Schutz der „Privilegierten Mischehe“ durchsetzte, war für unsere gesamte Arbeit von größter Bedeutung. Zwei Quäkerunternehmen für politisch und rassistisch Verfolgte in ganz Deutschland seien noch erwähnt. Um diesen Menschen in dem langen und zermürbenden Kampf um Fluchtmöglichkeiten angesichts der Nervenbelastung durch Leidensgenossen und in einer Atmosphäre von Mutlosigkeit und Verzweiflung einige Wochen der Ruhe und Erholung zu verschaffen, unterhielten seit 1933 englische Quäker im Taunus ein „Rest-Home“ (auch Ernst Reuter, später Regierender Bürgermeister von Berlin, war dort Gast). Von allgemeiner und für unsere Jugendgruppe von besonderer Bedeutung war die Gründung einer Quäkerschule, die gedacht war für die Kinder aller politisch und rassistisch Verfolgten, aber auch alle sonstigen Gegner des NS-Regimes.

Natürlich ließ sich der Gedanke einer solchen Schule in Deutschland nicht mehr verwirklichen, denn abgesehen von ihrem besonderen Zweck hieß es auch ganz allgemein in dem Prospekt: „... Aufbauend auf dem deutschen Geistesgut und anknüpfend an die Erfahrungen der besten deutschen Landerziehungsheime, ... wollen wir erziehen zu freien, aufrechten Menschen voll Verantwortungsgefühl und Gemeinschaftssinn.“ Die englischen, deutschen und holländischen Quäker fanden im Ausland Förderer für ihr Schulprojekt, und der holländische Baron van Pallandt stellte seinen Besitz, Schloß Eerde bei Ommen, der Schule zur Verfügung, die Ostern 1934 den Lehrbetrieb aufnahm. Leiterin wurde die Quäkerin Katharina Petersen, die als Landesschulrätin in Frankfurt/Oder ihre Stellung verloren hatte, weil sie den Eid auf das NS-Regime verweigerte. So schwer damals deutschen Eltern die Trennung von ihren Kindern fallen mußte (manche hatten nicht einmal das Geld, um sie zu besuchen), so überwog doch die Erleichterung, ihnen eine kurze Zeit eines von Angst und Haß freien Lebens bieten zu können. Leider ist es Leitung und Lehrern später trotz aller Bemühungen nicht gelungen, alle Kinder vor dem Zugriff der Gestapo und damit der Vernichtung zu retten. Einige Lehrer und Schüler versteckten die holländische Bevölkerung.

Die Berliner Mitarbeiter des Quäkerbüros – sie wurden ständig von der Gestapo überwacht und häufig zu Berichten vorgeladen – sprachen und notierten möglichst wenig über ihre Tätigkeit. Dieses ist ja die Schwierigkeit jeder NS-Forschung: aus einer Zeit, da ein einziger Briefdurchschlag Menschen ins Unglück stürzen kann, bleibt wenig dokumentarisches Material erhalten. So gibt es hier keine Statistik der betreuten Personen. Aufgrund der Zahlen des Wiener Büros steht fest, daß die Quäker tausenden nicht-mosaischen Juden die Auswanderung ermöglichten – jedoch was sagen uns Zahlen! Ebenfalls nur ahnen können wir die psychischen Belastungen der Mitarbeiter, wenn wir im Protokollbuch der Berliner Quäkergruppe lesen, daß am 2. September 1937 beschlossen wird, „an die Freunde des Sekretariats sonntags nach der Andacht keine Fragen praktischer Art zu stellen, damit sie für ihre schwere Arbeit, auch seelischer Art, in der folgenden Woche frisch sind“.

Einige Beschränkungen der Quäkerarbeit

Die Räume des Büros dienten auch der Berliner Quäkergruppe für ihre Mitgliederversammlungen, die praktische soziale Arbeit und vor allem für die – immer öffentlichen! – Andachten, Vorträge und Aussprachen. Es herrschte also ein ständiges Kommen und Gehen fremder Menschen. Manchmal war ein Spitzel darunter, ein unbedachtes Wort konnte also

nicht nur die Arbeit vernichten, sondern auch die zumeist schon „gemäßregelten“, aus politischen Gründen arbeitslosen oder nach Gestapoverhör zum Nichtumgang mit Juden verpflichteten (sich aber daran nicht haltenden) Quäkermitglieder zusätzlich gefährden. Quäker gebrauchten selten Bibelzitate, aber eines fiel uns immer wieder ein (ich erwähnte es bereits), weil es so deutlich den Konflikt beschreibt, mit dem wir ständig leben mußten: „Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“ Der alte Quäkergrundsatz, für eine bestimmte Überzeugung jederzeit einzutreten, nicht aber wegen etwas Belanglosem Verfolgung zu provozieren, liest sich in dem Brief des Arbeitsausschusses an alle deutschen Mitglieder vom April 1933 so: „Es gilt, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden ...“. Und die Berliner Quäker halten schon vor der NS-Zeit im Protokoll vom 5. März 1931 fest: „Es kann sich zwar niemand vor Mißdeutungen, Entstellungen und Verleumdungen schützen, doch sollten wir bei öffentlichen Stellungnahmen sehr zurückhaltend sein und erst unser Gewissen ernst und gründlich befragen.“ Dann heißt es, während der NS-Zeit noch allgemeiner ausgedrückt, als wir einen – später entlarvten – Gestapospitzel unter uns vermuten, am 20. August 1935: „Es wird mitgeteilt, daß nach anonymen Meldungen sich unter uns jemand aufhält, dessen Interessen nicht uns Quäkern gelten. Es wird gebeten, ganz aus dem Religiösen zu leben und zu reden, um die Andacht in immer größerer Vertiefung zu halten.“ – Was bedeutete diese Situation für eine Jugendgruppe? Auf jeden Fall einen hohen, für junge Menschen eigentlich unnatürlichen Grad von Selbstdisziplin. In diesen Räumen des Büros, unserem „Heim“, erzählte nie jemand von ausländischen Radiosendungen oder auch nur einen politischen Witz. Selbst diese geringste psychische Entlastung vom Druck eines Lebens unter einer Diktatur mußten wir uns also versagen; ebenso natürlich den Reiz gefährvollen Abenteuers, die Befriedigung, mit dem Gegner zu kämpfen, indem man etwa Flugblätter druckt und verteilt, man nachts Wände bemalt, oder was sonst immer die „illegale Arbeit“ anderer, vor allem politischer Jugendgruppen sein mochte. Auf diese Weise mußten wir zweierlei entbehren. Erstens die Befriedigung, unsere Gegnerschaft zum Nationalsozialismus einer relativ großen Öffentlichkeit sichtbar zu machen, zweitens die stark gemeinschaftsbildende Kraft solcher gemeinsamen Agitation. Dies war für uns um so schmerzlicher angesichts der wachsenden, fast totalen Isolation jedes einzelnen.

Die raffinierten Techniken, mit denen es das NS-Regime verstand, seine Gegner zu isolieren, sie zu lähmen in jeglichem Handeln, sind hinreichend bekannt. Und schon das allgemeine Gefühl, der Staatswillkür ausgesetzter Außenseiter zu sein, blieb natürlich auch auf uns nicht ohne Einfluß. Abgesehen von dem ständigen Belauertwerden bei Gesprächen, konnte man ja auch Briefe, wenn überhaupt, nur in verschlüsselter Sprache schreiben.

Ich selbst erfuhr z.B. erst viel später, daß meine Eltern 1938 über unsere Auswanderung (die dann mißlang) mit ausländischen Quäkern nur auf sehr schwierige Weise korrespondieren konnten. Wie isoliert man damals allgemein lebte, dafür hier zwei persönliche Beispiele:

1) In der Gedenk- und Bildungsstätte Stauffenbergstraße (heute Gedenkstätte Deutscher Widerstand) gibt es eine Karte Berlins, auf der die bekanntgewordenen Widerstandszentren und -gruppen markiert sind. Daran erkenne ich, daß wenige Straßen von unserer Wohnung entfernt damals Gesinnungsfreunde gewohnt hatten, ohne daß wir es ahnten.

2) Ein tragendes Mitglied unserer Jugendgruppe war W. S. gewesen, Musiker, mit dem mich jahrelange enge Freundschaft verband. Dennoch wußte ich von seiner Familie damals nur, daß der Vater im KZ war und mein Freund deshalb im Krieg in eine Strafkompagnie gesteckt wurde (er fiel). Erst kürzlich entdeckte ich in Dokumentarberichten, daß der Vater als kommunistischer Widerstandskämpfer in Berlin eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Äußerste Verschwiegenheit herrschte eben in der NS-Zeit selbst unter engsten Freunden – nicht aus Mißtrauen, sondern weil man sich nicht gegenseitig gefährden wollte. Hier ist auch der Grund dafür zu suchen, daß trotz mancher Übereinstimmung weder kirchliche noch Parteijugendgruppen mit uns Kontakt suchten. Die Quäker „saßen zwischen allen Stühlen“.

Fast etwas wie Zufluchtsstätten – drei Beispiele für viele in Berlin

Die Frage, welche legalen Institutionen in Berlin jungen Regimegegnern geistigen Beistand boten, wäre eine umfassende Untersuchung wert. Ich beschränke mich hier auf drei persönliche Beispiele.

1) Nachdem unsere Familie ständig wachsendem politischem Druck ausgesetzt war, wurden für uns (meine Schwester und ich waren nicht Mitglieder des BDM) andere, nicht allzu angepaßte Schulen gesucht; meine Schwester kam in die „Waldschule“. Hier wurden – in jener Zeit noch etwas besonderes – Unterricht und eine sorgfältige Betreuung über fast den ganzen Tag hinweg miteinander kombiniert. Die Schule lag in Eichkamp, inmitten einer in den zwanziger Jahren von „Taut und Hoffmann“ (dem Bruder des berühmten Taut) fortschrittlich angelegten Siedlung, in der fast ausschließlich SPD-Mitglieder wohnten. Daß die Schule dort alte Traditionen fortsetzte und den staatspolitischen Unterricht auf das unumgängliche Mindestmaß beschränkte, kann man sich denken.

2) Ich selbst kam, unter anderem aus finanziellen Gründen, weil ich dort vom Schulgeld befreit war, auf die Königin-Luise-Stiftung in Dahlem, dem damals vornehmsten Vorort Berlins. Als Externe saß ich mit Töchtern von Großindustriellen, Bankdirektoren und adligen Gutsbesitzern aus Schlesien und Pommern auf einer Bank. Zwar war die Gesinnung vorwiegend konservativ, aber liberale Lehrer blieben weitgehend unbehelligt. Hier gab es nicht nur einen vorzüglichen Sprachunterricht, sondern es existierte noch die Vorstellung von echter Bildung.

3) Dem in Berlin-Schöneberg gelegenen „Pestalozzi-Fröbel-Haus“ (heute hat es eine andere Struktur und ist umbenannt) müßte man eigentlich eine eigene Untersuchung widmen. Für mich und viele andere Erzieher war in der NS-Zeit dieses damals in ganz Deutschland beste Ausbildungsinstitut für Erzieher ein Mittelpunkt heimlichen Widerstands, auch in den instituts-eigenen 60 Berliner Kindergärten und -horten hielten die Leiterinnen unter dem schweren Druck der NS-Volksbildungsbehörden ihre Erziehungspraxis im „PFH-Geist“ aufrecht, gemäß dem Pestalozzi-Wort: „Man kann nur wollen, was man liebt.“ Man kann sich vorstellen, wie sehr dieser Grundsatz der Staatserziehung von Zwang und Gewalt (und zur Gewalttätigkeit!) widersprach. Noch eine Erinnerung: Man feierte im PFH – mit hunderten von Menschen, d.h. Kindern, Schülerinnen, Praxisleitern und Lehrkräften – eine Abwandlung des offiziell verordneten „Julfestes“, eigentlich noch richtig Weihnachten, und ich durfte jedes Jahr dabei von Conrad Ferdinand Meyer „Friede auf Erde“ aufsagen, ein Gedicht, das, im Gegensatz zum NS-Heldenpathos, im Krieg unser aller Sehnsucht ausdrückte.

Geistige Überlebenshilfen für uns und andere

Angesichts steigender Bedrohung und als immer mehr Jugendliche unsere Gruppe verließen, d.h. auswanderten, flüchteten, untertauchten oder deportiert wurden – was gab uns Halt, was trug zum psychischen Überleben bei? Ganz sicher immer wieder Musik, vor allem die selbst ausgeübte, z.B. jene Volks- und Wanderlieder der Jugend- und Arbeiterbewegung, von denen die Nazis raffinierterweise viele übernommen hatten. Welchen Doppelsinn konnten wir oft den Worten unterlegen: „Die Gedanken sind frei!“, „Du Volk aus der Tiefe, Du Volk aus der Nacht“, „Kein schöner Land in dieser Zeit“. Oder es ließ sich auch einfach Trost und Ruhe finden bei den „stillen Mahnern in einer lauten Welt“ (Wiechert), den einfachen Kirchenliedern oder bei Matthias Claudius: „Der Mond ist aufgegangen“.

Damit wären wir bei der sehr umfassenden, hier nur anzudeutenden Frage von nicht- oder antinazistischer Literatur. Vorwiegend wegen des Mangels an entsprechenden Kontakten blieb uns die vom Ausland illegal einge-

schleuste Literatur meist unbekannt. Aber natürlich fanden wir in den Bücherschränken unserer Eltern neben den „klassischen“ alle wichtigen Autoren der Weimarer Zeit, auch die mittlerweile verbotenen jüdischen und sozialistischen, wenn die Gestapo sie bei Hausdurchsuchungen nicht beschlagnahmt hatte. Manche schöngeistige nichtnazistische Bücher konnte man sogar noch in den Volksbüchereien ausleihen oder kaufen, jedenfalls teilweise, zeitweise oder manchmal – wie etwa – sehr geschickt getarnt in einem Heft mit Nazireden – 1936 die berühmte Wiechert-Rede von 1933*. So zähle ich mehr als 45 Namen von Schriftstellern, die wir kannten – woraus allerdings nicht auf das Niveau unserer damaligen Bildung geschlossen werden darf! Ich möchte nur auf die Bedeutung von Literatur hinweisen in Zeiten, wenn eine Diktatur nicht nur alle Medien „gleichschaltet“, sondern auch jeden Import von Schrifttum unterbindet. Was ich schon früher zu den Schweitzer-Zitaten bemerkte, möchte ich hier, vielleicht ein wenig pathetisch, wiederholen: Bücher waren uns ein Licht in der Finsternis, oft auf ganz verschiedene Weise. Zusätzlich zu den uns eher durch ihr soziales Engagement interessierenden wie Nansen, Gandhi, Jesus und einzelne Quäker nenne ich aus dem Gedächtnis hier einmal wahllos ganz unterschiedliche Autoren, die wir lasen: Leo Tolstoi, Hermann Hesse, Lion Feuchtwanger, Wilhelm Busch, Stefan Zweig („Sternstunden der Menschheit“!), Saint-Exupéry, den Arbeiterdichter Bruno H. Bürgel („Die kleinen Freuden des Alltags“, erschienen im Jahr 1934 im 160. Tausend); die eher romantisch Veranlagten unter uns lasen auch Storm, Hamsun, Carossa und berauschten sich an Rilke-Versen. Alle sangen wir Eichendorff- und Löns-Lieder, und natürlich liebten wir Erich Kästner, zitierten – zur gegenseitigen trotzigem Ermutigung – seinen Vierzeiler:

„Was auch immer geschieht:
nie dürft ihr so tief sinken,
von dem Kakao, durch den man euch zieht,
auch noch zu trinken!“

Hier noch eine Bemerkung zu dem Dichter (wie er allgemein bezeichnet wurde) Ernst Wiechert. Literaturkritiker der Gegenwart haben ihm „Flucht in die Innerlichkeit“ vorgeworfen und daß er nach Entlassung aus dem KZ Buchenwald (1937) „keine politischen Aussagen“ mehr gemacht habe. Dieser überhebliche Anspruch gegenüber einem knapp dem Tode Entronnenen ist nicht nur absurd, sondern auch falsch. Wiechert veröffentlichte kurz nach seiner Haft den Roman „Das einfache Leben“. Das Buch fand viele Leser, die Berliner Quäker stellten es in den Mittelpunkt eines öffentlichen Abends. Wenn auch manche elitäre Gedankengänge uns fremd waren, wir auch im Vergleich zu unserer eigenen Situation das „einfache“ Leben der Hauptfigur recht komfortabel fanden – insgesamt wurde das

* Auszug siehe Anhang

Buch als eine politische Aussage begriffen. Und wenn man einmal absieht von Wiecherts expressionistischem Pathos, das heutiger Jugend fremd sein mag, eines stand fest: Die beiden Universitätsreden dieses Mannes – 1933 „Der Dichter und die Jugend“ und 1935 „Der Dichter und die Zeit“ –, von uns immer wieder abgeschrieben und verteilt, setzten damals für hunderte einen Halt suchende junge Menschen moralische Maßstäbe. Die Wirkung dieser Reden war nicht zuletzt deshalb so groß, weil dieser Mann nicht nur öffentlich Worte „teilnehmender Sorge“, sondern Schlußsätze sprach, von denen er genau wußte, daß sie ihm KZ, dann Rede-, Schreib- und Telefonverbot einbringen würden: „Beide, Dichter wie die Jugend, sind zu dem gleichen berufen: das Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern, das Große zu verehren, das Leidende zu lieben.“

Wie man aber noch manchmal, aller Zensur zum Trotz, Aufklärungs- und Bildungsarbeit auf legale Weise leisten konnte, dafür möchte ich ein Beispiel unbekannter Art schildern. Sofort nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten hatte der den Quäkern eng verbundene protestantische Pfarrer Wilhelm Mensching (Peetzen bei Bückeberg) mit uns die Notwendigkeit einer *geistigen* Auseinandersetzung mit der NS-Ideologie erörtert. Die geplante *legale* Verbreitung von Schriften mußte sorgfältig vorbereitet werden. So hatte man bewußt, um unverdächtig zu erscheinen, als Titel der Schriftenreihe gewählt: „Aus (deutschem, nordischem, englischem etc.) Erbgut“ (ein damals modisches Wort). Das einzelne Heft war gering an Gewicht (Portokosten!), in Postkartenform konzipiert, so daß man es problemlos in einem Briefumschlag verschicken konnte. Allein im Jahre 1936 wurden 15 000 Exemplare dieser Flugschriften abgegeben. Später, im Kriege, konnten wir auf diese Weise hunderten von Soldaten die seelische Einsamkeit etwas erleichtern. Insgesamt erschienen (Redaktion Pf. Mensching) 36 Hefte, u.a. über Dichter, Musiker, Sozialreformer, Philosophen, natürlich waren auch Gandhi, Luther, Nansen und Schweitzer dabei. Auf der ersten Seite eines Heftes stand immer, auch dies als Tarnung, eine Kurzbiographie, auf den folgenden Seiten Aussprüche, deren Auswahl des Autors Geisteshaltung erkennen ließ. Den Vertrieb besorgten die Quäker, zuerst durch unseren Verlag, nach dessen Beschlagnahme durch unser Mitglied Leonard Friedrich, bis dieser ins KZ kam. Dieser weitgestreute Versand von Literatur blieb erstaunlich ungestört. Nur als man im Jahr 1942 im Gepäck eines Soldaten das Heft über Peter Rossegger entdeckte und – nachdem man ihn eigentlich für einen „harmlosen“ Heimatdichter gehalten hatte – die Zitate als gegen das NS-Regime gerichtet erkannte,* erhielt die Quäkerin, die sie zusammengestellt hatte, eine Gefängnisstrafe und kam nur durch einen einflußreichen Verwandten wieder frei.

* s. Seite 29

Erst aus einem Zeitungsartikel vom September 1945 erfuhren wir von der großen Beliebtheit der „Erbguthefte“ bei den deutschen Kriegsgefangenen in England. Dort hatte – in alter Quäkertradition – „Friends Relief Service“ für deutsche Lagerinsassen nach Bildungsmaterial gesucht und versuchsweise 50 000 Erbguthefte verteilt. In dem Artikel heißt es, daß man angesichts der Beliebtheit gut 250 000 Stück gebrauchen könnte. Doch dieses ist ein Ausnahmefall, unser halblegales übriges Material mußten wir, da alle Art sonstiger Vervielfältigung verboten war, immer aufs neue abschreiben. Ein besonders lebhaftes Echo bei Menschen verschiedenster Weltanschauung fanden die von unserem Mitglied Margarethe Lachmund zusammengestellten „Chassidischen Geschichten“ aus dem Werk des bekannten jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber. Diese lebendigen philosophischen Kurzdialoge schrieben wir hunderte von Malen ab und verteilten sie vor allem an Menschen, die bei den Kirchen keinen Trost mehr fanden. Ebenso undogmatisch, eine seit 1936 ständig wachsende Leserschaft aufrichtend, sind die Gespräche des Bruders Laurentius über „Die Gegenwart Gottes, eine wirkliche Erfahrung“, zu denen der Verlag im Vorwort sagt: „... Und diese liebevolle Heiterkeit und Gelassenheit der Seele ..., das ist's, was wir brauchen, um innerlich frei zu werden und anderen helfen zu können.“ 1942 wurde das kleine Buch von der Gestapo verboten.

Im Krieg

Mit Beginn des Krieges änderten sich Organisation und inhaltliche Arbeit des Internationalen Sekretariats. Die ausländischen Mitarbeiter mußten abreisen, zuletzt der mit unserer Jugendgruppe sehr verbunden gewesene amerikanische Vertreter Leonhard Kenworthy, der jedem von uns zum Abschied das kleine Heft von Wiechert „Von den treuen Begleitern“ schenkte – wir wußten, es war ein Abschied für lange. Die Verantwortung für das Büro und die Abwicklung letzter Auswanderungsfälle übertrug man der Quäkerin Olga Halle. Sie hat nie ihre schwerste Aufgabe vergessen, mit den vielen Verzweifelten zu sprechen, denen man nicht mehr zur Flucht verhelfen konnte.

Von vielen Mitgliedern unserer Jugendgruppe wußten wir nicht, wo (manche im Untergrund) und ob sie lebten, der Krieg hatte die Trennung sichtbar besiegelt. In einem Rundbrief heißt es: „... Jedesmal, wenn ich wieder in unseren Gruppenraum komme, bin ich wie betäubt von den Erinnerungen und Bildern, die auf mich einstürzen. Wie in allen Zimmern noch ein Duft von längst verklungener Zeit hängt! Manchmal möchte man dann fragen: warum mußten die schönen Stunden plötzlich zu Ende sein, ehe wir wußten, was sie für uns bedeuten? Warum hat das Schicksal alle die Men-

schen, die wir geliebt haben, von uns genommen, ehe wir ihren Wert für uns erkannt und ihnen gedankt hatten?“ So unverhüllt äußerten wir – Selbstdisziplin war uns ja fast zur zweiten Natur geworden – nur selten unsere Gefühle. Doch auch die allgemein gehaltenen Aussprachethemen standen immer in einem direkten Bezug zur Gegenwart, etwa 1940 „Von der Feindesliebe“. In einem großen Rundbrief wird die Erwähnung dieses Themas dann allerdings aus Vorsicht wieder gestrichen. Einen anderen Satz aber ließen wir doch stehen: „Als der Krieg ausbrach, beschäftigte uns alle die Frage: warum läßt es ein Gott, der allmächtig ist, zu, daß so viel Unrecht, Lüge, Gewalt und Leid in der Welt ist?“ Sicher, keiner von uns wußte auf solche Fragen allgemeingültige Antworten. Jedoch das Leben selbst, das Leid und Sterben um uns her, stellte die Frage nach einem Sinn täglich neu, nicht nur uns, vielmehr allen Menschen. Ich selbst erkannte meine eigene Ohnmacht einmal besonders deutlich, als ich eines Tages unvermutet unser jüdisches Gruppenmitglied L. T. im Flur ihrer ausgeräumten Wohnung auf einem Koffer sitzend traf; sie erwartete den Abtransport, wie sie wohl ahnte, in ein Vernichtungslager. Hier gab es keine sichere theologische Antwort auf die Frage „warum?“. – Der wachsende Terror im Kriege beschränkte für uns Gruppenleben und praktische Arbeit auf einen immer engeren Kreis. Ein jüdisches Mädchen schreibt: „Ich bin dankbar für jeden Tag, an dem ich mich noch in Ruhe meiner Arbeit, meinen nächsten Menschen und mir selber widmen kann.“ Manchmal drückt auch ein Jugendlicher die Verzweiflung aus, nichts in der Öffentlichkeit tun, nicht für etwas kämpfen zu können: „Wir können es oft nicht mit ansehen, daß wir zur Passivität verurteilt sein sollen. Und so müssen wir an uns selbst, als der kleinsten Zelle der Gemeinschaft arbeiten, daß ein neuer Geist in die Welt kommt.“

Da wir noch zur Schule gingen oder in der Ausbildung waren, konnten wir uns an den materiellen Hilfeleistungen der Berliner Quäker im Krieg für Verfolgte nur wenig beteiligen (es wurden Pakete in die jüdischen Lager Theresienstadt, Piaski u.a. gesandt sowie laufend ein französischer politischer Häftling in Dachau betreut). Aber dann erhielt unsere Jugendgruppe überraschend doch noch eine konkrete, unsere „höheren Schüler“ wie die mehr praktisch interessierten Mitglieder in gleicher Weise befriedigende Aufgabe. Wir durften Bücher, später auch Spiele und Material zum Theaterspielen, in Kriegsgefangenenlager schicken (ausgenommen leider die russischen). Einzige strenge Bedingung war, von der Gestapo stichprobenweise überprüft: sämtliche Seiten eines Buches mußten wir prüfen, um jedes handschriftliche Wort oder Zeichen zu entfernen. Auch hier hätte jede illegale Mitteilung das ganze Unternehmen gefährdet.

Ende der Jugendgruppe

Die Quäkerin Katharina Provinzki hatte die Gruppe umsichtig geleitet, doch durch die Zeitumstände hatte sich unsere Mitgliederzahl ständig verringert, eine Zunahme war nicht zu erwarten. Auch hatten die meisten von uns inzwischen das Alter erreicht, um in die Gruppe der 20- bis 25jährigen „Quäkerjungfreunde“ aufgenommen zu werden. Eine Jugendgruppe der hier geschilderten Art kam – auch nach dem Kriege – in Berlin aus verschiedenen Gründen nicht wieder zustande. Jedoch die Beziehungen und Freundschaften jener Jugendgruppe aus den dreißiger Jahren sind zum Teil (über 40 Jahre hin) erstaunlich lebendig geblieben, so wie wir es in unserem Rundbrief von 1942 zum Schluß als Hoffnung, ja Gewißheit ausgedrückt hatten: „Nun aber zeigt es sich, ob unsere menschlichen Beziehungen wirklich so stark sind, daß nichts sie trennen kann, nicht Land, nicht Meer, weder Haß noch Lüge. Jetzt verstehen wir erst richtig den Sinn des Quäkerwortes: ‚Freunde sind Menschen, die sich kennen in dem, was ewig ist.‘“

Nachwort

Was Widerstand ist – allgemein und speziell angewandt auf die NS-Diktatur –, darüber geben die zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen verschiedenster Fachgebiete ebenso unterschiedliche Auskünfte wie öffentliche Institutionen und Überlebende der NS-Zeit. Vielfach hört man, Widerstand könne man nur Handlungen nennen, die den Sturz des NS-Regimes zum Ziel hatten. Auf der anderen Seite führen z.B. Ausstellungen im Reichstag 66 verschiedene Arten von Widerstand gegen den Nationalsozialismus auf.

Abgesehen von dieser Schwierigkeit, menschliches Verhalten mit Hilfe eines einzelnen Wortes – Widerstand – zu ordnen, „in den Griff zu bekommen“, kann man natürlich auch fragen, ob dieser Bericht wie viele aus der NS-Zeit doch mehr vom Reden handelt als von konkretem Tun, wie kürzlich ein bekannter Historiker bemerkte. In der Hoffnung, daß der Leser meine Argumente nicht als Selbstrechtfertigung mißverstehen möchte, möchte ich fragen, ob die Grenze zwischen „Handeln“ und „Reden“ nicht fließend verläuft, zumal in einem Staat, der beides gleichermaßen grausam bestrafte. Wir lebten ja nicht vom Brot allein, sondern ebenso von Worten – nicht nur denen der Bibel oder großer Dichter, manchmal ebenso von einem freundlichen „Guten Morgen“, das anstelle von „Heil Hitler“ oft Mut und Vertrauen bewies. Daß Worte weniger meßbar sind als „Aktionen“, gerade dies kann manchmal ein Trost sein. Denn wohl hunderte von Malen sagten oder schrieben wir einander die Worte von Albert Schweitzer: „Keiner von uns weiß, was er wirkt und was er Menschen gibt. Es ist für uns verborgen und

soll es bleiben. Manchmal dürfen wir ein klein wenig davon sehen, um nicht mutlos zu werden. Das Wirken der Kraft ist geheimnisvoll.“¹

Dieser Tatsachenbericht soll dem Leser nicht verschweigen, wie sehr „befangen“ dem Thema gegenüber ich mich weiß. Da meine Familie und ich dem Widerstand in Berlin zugerechnet werden (wir gehören zu den sogenannten politisch Verfolgten) und außerdem meine Schwester und ich der hier genannten Jugendgruppe seit Beginn angehörten (auf unser persönliches Schicksal gehe ich aus verständlichen Gründen im Bericht nicht ein), halte ich mich gerade wegen meiner unmittelbaren Beteiligung für verpflichtet, auf jede Bewertung oder auch schon Interpretation von Widerstand möglichst zu verzichten. Dieser *allein* auf nachweisbare Quellen gestützte Bericht enthält auch Kommentare nur insoweit, als ich sie zum Verständnis für den Leser notwendig fand. Gleichwohl bleibt mir natürlich bewußt, daß, auch bei strengster Selbstkontrolle, absolute „Objektivität“ nicht möglich ist. Allerdings machen einige jüngere Wissenschaftler es sich wohl doch zu einfach, wenn sie meinen, Zeitgeschichte könne auf keinen Fall von den Überlebenden, sondern vielmehr nur anhand entsprechender Literatur zutreffend dargestellt werden.

Sich in die Lage der Menschen während der Hitlerzeit zurückzusetzen, könnte möglicherweise das Vorstellungsvermögen jüngerer Leser überfordern. Ich habe daher – gewissermaßen als Hintergrundinformation – Stichworte zur materiellen Lage der Jugendlichen sowie der Quäker insgesamt für sinnvoll gehalten. Obgleich die wissenschaftliche Forschung heute dem „Alltag unterm Hakenkreuz“ wachsende Bedeutung zumißt, werden m.E. doch zu wenig die ökonomischen Konsequenzen für den Einzelnen beim Widerstand beachtet. Für den sogenannten „Bildungsbürger“ oder die „Arbeiter“ (hier einmal abgesehen von der Problematik der Begriffe), für Menschen ohne Vermögen oder Ersparnisse, die zu „Volksfeinden“ gestempelt wurden, bedeutete Widerstand damals Verlust des täglichen Brots oder eine kümmerliche Existenz. Selbst Gespräche mit Gleichgesinnten, diese wichtige psychische Überlebenshilfe, waren vielfach schon darum unmöglich, weil das Fahrgeld fehlte.

Um Verständnis bitte ich den Leser, daß in diesem Bericht nur in Stichworten Grundsätzliches über Quäkertum gesagt werden konnte. Ganz auslassen mußte ich den geistigen Standort und die Arbeit der Quäker seit ihrem Bestehen in Deutschland, auch konnte ich allein über Widerstandshandeln von Quäkern in Berlin etwas aussagen. Unsere Gesellschaft hat, aufgrund ihrer geringen Mitgliederzahl, aber auch wegen dringender sozialer Aufgaben, zusammenhängende Forschung über ihre eigene Geschichte bisher nicht betreiben können.

¹ a.a.O. S. 55

Auswahl von Material, das in der NS-Zeit von Berliner Quäkern verteilt und verschickt wurde.

Aus den „Chassidischen Geschichten“ von Martin Buber:

Das Eine.

Man sprach einmal vor Rabbi Pinchas von dem großen Elend der Bedürftigen. In Gram versunken hörte er zu. Dann hob er den Kopf. „Laßt uns“, rief er, „Gott in die Welt ziehen, und *alles* wird gestillt sein.“

Das Leiden.

Einer, der von schwerem Siechtum heimgesucht war, klagte Rabbi Israel, das Leiden verstöre ihm Lernen und Gebet. Der Rabbi legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Woher weißt du denn, Freund, was Gott wohlgefälliger ist, deine Lehre oder dein Leid?“

Das Ewige ist stille, laut die Vergänglichkeit. Schweigend geht Gottes Wille über den Erdenstreit.

Wilhelm Raabe

(Dieser Spruch hing lange Zeit als Schmuck im Flur des Quäkerbüros, wo die Besucher warteten.)

Du mußt dir sagen, daß die Berge bleiben,
wenn du schon längst vielleicht zu einem anderen Stern gegangen bist;
du mußt dir sagen, daß die Wolken ewig treiben,
wenn aus dem Wesen, das du warst, ein Wesen andrer Art geworden ist.
Du mußt einmal bedenken, daß die Morgenröte
Gesichter andrer Menschen immerdar erglügen macht;
du mußt in deinem innren Ohre einmal hören,
wie immer wieder Lebenslust aus einem Kinderlachen lacht.
Dann wirst du ruhig werden, wenn die Nacht erschienen,
und keine Sorge haben, wenn dein Leib zerbrechen muß.
Dann wirst du wissen, daß der Reichtum deines Wesens
ein kleiner Teil nur war von Gottes grenzenlos verschenktem Überfluß.

Walter Bauer

(im Kriege an Soldaten verschickt)

Der Engel spricht:
Gehorche! – Was für ein Lohn Dir bereitet?
Ich habe Dir keine Verheißung zu sagen.
Dir zu Füßen ist Meer gebreitet.
Unberaten und unbegleitet
Mußt Du das Wagnis des Petrus wagen.
Ob Dich die Wellen wie Hände tragen,
Ob Dir der Herr entgegenschreitet,
– Ich weiß es nicht, und Du darfst mich nicht fragen.

Werner Bergengruen

Friede auf Erden

Da die Hirten ihre Herde
Ließen und des Engels Worte
Trugen durch die niedre Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
„Friede, Friede auf der Erde!“

Seit die Engel so geraten,
O, wie viele blut'ge Taten
Hat der Streit auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Geister zingend,
Dringlich flehend, leis verklagend:
„Friede, Friede ... auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.
Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
„Friede, Friede auf der Erde!“

C.F. Meyer

Wann wird es aufgehen,
das Morgenrot jenes Tages,
wo die Menschheit sich wendet
zum Lichte der Wahrheit,
wann das Rufen der Helfer
endlich gehört und danach getan wird?

Doch es sei, wann es sei!
Ich will mich mühen
als sei es schon Zeit!

Zarathustra

(ca. 600 v. Chr.)

Wer seinen Kindertraum sich rein bewahrt
in einer nackten unbewehrten Brust
und gegen das Gelächter einer Welt,
wie er als Kind geträumt, zu leben wagt
bis auf den letzten Tag: der ist ein Mann.

Friedrich Kayssler
(Schauspieler)

... Bekennen wir uns, Gehende wie
Kommende, zum Orden derer, denen alle
Länder und Meere der Welt nicht genügen
würden, wenn das Reich des Geistes und
Herzens unerobert bliebe!

Hans Carossa (1938)

Rast am Abend

Wir sind wie die weiten Straßen,
die sich im Abend verlieren.

Wir haben alles hinter uns gelassen
und lassen uns vom Tode führen.

Die Sterne und unsere Müdigkeit
sind einander stumme Begleiter.

In die sternenschimmernde Ewigkeit
marschieren wir ewig weiter.

Manchmal klingt ein Wort auf,
ein Lachen zeigt fremd sich an,
fast wie der Sterne ferner Lauf
oder wie ein Lied, das nicht klingen kann.

Karsawa, Sommer 1941

Sambatowa, 31.8.1941

Auf leeren Feldern faulen reife Garben.
Man hat die Schnitter alle fortgejagt.
Der Wind um ungepflügte Stoppeln klagt.
Der Winter pocht ans Tor. Wir werden darben.

Die Seelen aller, die an Hunger starben,
an göttlicher Gerechtigkeit verzagt,
umschwärmen, neu von alter Angst geplagt,
des Ackers tiefe, unheilbare Narben.

Denn Krieger fahren dort auf Panzerwagen;
die Scholle, die sonst brach der Pflug,
ihr berstendes Geschoß zerschlug.

Wird sie je wieder goldne Ähren tragen,
von denen Brot man zu Altären trug?
Erbarm' dich, Herr! Wann endlich ist's genug?

Antwort aus der Heimat

Auf leeren Feldern faulen reife Garben.
Die Erde nimmt zurück, was von ihr kam.
Doch nur der Hunger stillt die tiefe Scham;
wir werden darben und wir wollen darben.

Dies ist die Scham: Wir haben stets empfangen
und viel zu wenig mitgeteilt
Der lange segensvoll bei uns verweilt,
vorüber ist der Gott gegangen.

Die ungeschehnen Opfer von Jahrzehnten,
Jahrhunderten – wir holen alles ein.
Die Erde hungerte nach Brot und Wein.

Der Saft ward bitter, den wir süß entlehnten;
mit bitterm Blute zahlen wir den Zehnten,
doch wolln wir keine säum'gen Schuldner sein.

Aus einem der letzten Briefe:

„Die Notwendigkeit des Stillewerdens und Horchenkönnens ist etwas, was mich in letzter Zeit tiefer erfaßt. Es ist der einzige Rat, den ich Menschen geben kann, die mich fragen, was kann man heutzutage tun? Tief ruhig sein, todesmutig sein und wach sein. Es ist der einzige Weg, der uns aus der unsäglich verwirrten Gegenwart hinausführen kann, oder, anders gesagt, von dieser unserer inneren Haltung hängt es ab, ob diese Zeiten einmal überwunden sein werden.

G. v. V.,

† 1943 in Rußland

Aus der Rede von Ernst Wiechert „*Der Dichter und die Jugend*“ (1933)

„... Schön ist es, Schlachten zu gewinnen und Reiche zu gründen, aber nicht leichter wird vor dem letzten Urteil der gewogen werden, dessen Hand die Verse geschrieben hat: ‚Der Mond ist aufgegangen, die güldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar!‘...

... Meine Freunde, es sei einem Dichter, der heute in das Gesicht der Jugend sieht, erlaubt, es mit Sorgen zu sehen. Mit Freude und Stolz und mit

tiefster Teilnahme, aber auch mit Sorge. Ihr seid die erste Jugend, die, seit ich lebe, etwas empfangen hat, was wir niemals empfangen: Macht. Und obwohl ich Zeit meines Lebens dafür gekämpft habe, daß die Jugend Raum bekomme, einen großen und einen ganz selbständigen, ihren eigenen Raum, so erfüllt es mich mit Sorge, daß dieser Raum mit Macht erfüllt wird, weil es mir als eine Gefährdung nicht etwa der Rechte der Älteren erscheint, sondern als die Gefährdung eines biologischen Gesetzes: daß Recht Attribut der Reife ist, ein zu Erwerbendes und nicht ein Geschenktes ...

... Ich spreche auch nicht von Feuerwerken, Aufrufen und Reden. Von allem diesem ist für mein Gefühl zwar etwas viel da, aber mein Gefühl war immer dafür, die großen und schweren Dinge schweigend zu tun ...

... Seid demütig, meine Freunde, nicht vor den Menschen aber vor Gott, denn wem die Macht verliehen wird, hat nicht nur zu beugen, sondern auch aufzurichten, was gebeugt wurde, und Dankbarkeit gehört zu den Dingen, die keinem Wandel der Zeiten unterworfen sein dürfen. Und seid nicht nur demütig, sondern kehrt auch ein wenig zurück aus dem Lärm der Welt in die stillen Wälder, die aller Jugend zugehören. Es ist wohl nötig, daß gejätet und verbrannt werde, nachdem das Unkraut geblüht hat für lange Zeit, aber es ist auch nötig, daß gepflügt und gesät werde, und immer war das Schweigen der Erde um diese heiligen Dinge. ‚Gebt Essen, die hungern‘, sagt ein chinesisches Wort, ‚von eurem Reis. Gebt denen, die leiden, von eurem Herzen!...‘

Aus der Rede von Ernst Wiechert *„Der Dichter und die Zeit“* (1935)

„... Es kommt uns nicht mehr zu, nur wie ein Zauberer jenseits der Zeit aus unserer Einsamkeit herauszutreten und unsere Bilder auf eine weiße Wand zu werfen, als lebten wir alle noch in glücklicheren Kinderzeiten. Es kommt uns nicht mehr zu, weil zu viele unter uns leben, die auf viele Fragen keine Antwort bekommen, oder auch, die auf alle Fragen immer dieselbe Antwort bekommen ...

... Denn dieses ist es doch, daß wir Menschen niemals unterlassen können, unsere Zeit für die Ewigkeit zu halten. Und da die Götter uns immer ferner zu entgleiten scheinen, je länger wir leben, so vergöttlichen wir die Zeit, weil die dumpfe Ahnung in uns lebt, daß ohne das Göttliche das Leben des Menschen ein Narrenspiel ist ...

... Es ist in bewegten Zeiten der Mensch wohl so geartet, daß er die Hand an alles legen möchte, was nach seiner Meinung beweglich sein könnte,

daß diese Hand mitunter der Ehrfurcht ermangelt, die wir alle vor den unbeweglichen Dingen haben sollten ...

... Wenn in mir ein Stück „Gewissen der Nation“ lebt – und ich fühle schmerzlich genug, wie sehr es das tut –, dann kann es mir eben nicht gleich sein, ob eine Jugend in goethischer Ehrfurcht heranwächst, oder ob sie, „mit kaltem Blick die Anarchie der moralischen Welt“ bejaht. Von ‚Helden‘ ist in aller Dichtung die Rede, aber daß es gleich sei, ob sie edel oder unedel handeln, ... das hat keiner von denen behauptet, aus denen die deutsche Seele sich durch Jahrtausende gespeist hat ...

... Junge Helden, die nicht um des Kampfes willen kämpfen werden, sondern um der Mühe willen, die seit zweitausend Jahren die Besten aller Geschlechter sich gegeben haben: ‚daß das Reich endlich komme!‘...

... Und wenn ich Sie damals bat und – im innersten Herzen – beschwor, demütig zu bleiben, so bitte und beschwöre ich Sie heute, sich nicht verführen zu lassen, nur Glanz und Glück zu sehen, wo so viel Leid sich heimlich an uns wendet. Und niemals sich dahin bringen zu lassen zu schweigen, wenn das Gewissen Ihnen zu reden befiehlt.“...

Nachstehend einige Zitate aus den Flugblättern „Aus deutschem Erbgut“:

Lasset uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können! (*Pestalozzi*)

Wohltun, wo man kann, Freiheit über alles lieben, Wahrheit nie, auch sogar am Throne nicht verleugnen! (*Beethoven*)

Inwendig in uns wohnt der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt... Es ist etwas im Menschen, das sich vor keiner Gewalt beugt und fürchtet und durch keine Gewalt überwältigt werden kann. Es bleibt unbeschädigt und frei, wie auch die Sachen gehen, und spricht der Gewalt Hohn: und ist doch zugleich mild und rät zum Guten und Frieden. (*Matthias Claudius*)

Selbst die höchsten Staatsstellen sind klein gegenüber der eigentlichen Weihe des menschlichen Lebens... Untergehenden Völkern verschwindet zuerst das Maß... Stets hat Böses Böses geboren. Wann werden Völker Völker sein? (*Stifter*)

Eine Regierung, die das Blut und das Vermögen der Nation vergeudet, die Menschen als Werkzeuge, nicht als Zwecke behandelt, die Denkfreiheit

unterdrückt, die wird, sobald sie erschlaft oder Unglücksfälle erleidet, nicht dauern. (*Fr. v. Stein*)

Die Reife, zu der wir uns zu entwickeln haben, ist die, daß wir an uns arbeiten müssen, immer schlichter, immer wahrhaftiger, immer lauterer, immer friedfertiger, immer sanftmütiger, immer gütiger, immer mitleidiger zu werden. (*A. Schweitzer*)

Alles, was für den Menschen von höchstem Wert ist, das liegt außerhalb der menschlichen Willkür, das kann ihm niemand geben oder nehmen... Nichts ist sittlich gut, was mit Widerstreben, was unter Zwang geschieht. Alles sittlich Gute ist freiwillig. (*Seneca*)

Es tut not, daß wir Glauben halten und namentlich nicht glauben, ein Krieg oder derartiges werde unsere Lage verbessern. Das ist ja nur eine Art Verzweiflung. (*Christoph Blumhardt*)

An der Liebe zur Heimat, zum Heimatland, zu unserm eigenen Volke, kommen wir nicht vorbei. Sie glüht in uns allen, seien wir Nationalisten oder Internationalisten, Bürger oder Kommunisten. (*Nansen*)

Es steht dem Manne besser an, die Welt urbar zu machen, als sie zu verwüsten... Die für das Vaterland starben, ehren wir am besten, wenn wir für das Vaterland leben! Wenn wir mehr für das Vaterland leben würden, wäre es vielleicht seltener notwendig, fürs Vaterland zu sterben. (*Peter Rosegger*. Wegen der beiden Zitate wurde die Verfasserin des Heftes mit Gefängnis bestraft.)

Beiträge zum Thema Widerstand

Herausgegeben von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand

- Heft 1 Andreas Biss, List als Mittel des Widerstandes 6. Aufl. 1987
Heft 2 Ludwig Rosenberg, Widerstand aus der Sicht der Emigration 4. Aufl. 1987
Heft 3 Rudolf Küstermeier, Der rote Stoßtrupp 4. Aufl. 1981
Heft 4 Werner Koch, Der Kampf der Bekennenden Kirche 5. Aufl. 1988
Heft 5 Georg Holmsten, 20. Juli 1944 – Personen und Aktionen 5. Aufl. 1983
Heft 6 Ilse Rewald, Berliner, die uns halfen, die Hitlerdiktatur zu überleben 4. Aufl. 1982
Heft 7 Klaus-Jürgen Müller, Witzleben – Stülpnagel – Speidel – Offiziere im Widerstand 1. Aufl. 1988
Heft 8 ... für immer ehrlos – Aus der Praxis des Volksgerichtshofes 4. Aufl. 1986
Heft 9 Heinrich Bücheler, Generaloberst Erich Hoepner und die Militäropposition gegen Hitler 3. Aufl. 1986
Heft 10 Fritz Eberhard, Arbeit gegen das Dritte Reich 3. Aufl. 1981
Heft 11 Ernst Fraenkel, Der Sinn illegaler Arbeit 2. Aufl. 1982
Heft 12 Maria Lahusen, Verurteilt wegen Heimtücke 3. Aufl. 1987
Heft 13 Detlev Peukert, Der deutsche Arbeiterwiderstand gegen das Dritte Reich 4. Aufl. 1987
Heft 14 Anna Sabine Halle, „Die Gedanken sind frei...“ 3. Aufl. 1990
Heft 15 Inge Deutschkron, Berliner Juden im Untergrund 5. Aufl. 1987
Heft 16 Wolfgang Wippermann, Antifaschismus in der DDR: Wirklichkeit und Ideologie 1. Aufl. 1980 (vergriffen)
Heft 17 Detlev Peukert, Alltag unterm Nationalsozialismus 2. Aufl. 1987
Heft 18 Adam Wolfram, Bergarbeiter im Widerstand 2. Aufl. 1986
Heft 19 Wolfgang Wippermann, Die Berliner Gruppe Baum und der jüdische Widerstand 2. Aufl. 1982 (vergriffen)
Heft 20 Richard Löwenthal, Die Widerstandsgruppe „Neu Beginnen“ 2. Aufl. 1986
Heft 21 Walter Uhlmann, Metallarbeiter im antifaschistischen Widerstand 2. Aufl. 1984
Heft 22 Erich Klausener, Zum Widerstand der Katholiken im Dritten Reich 2. Aufl. 1987
Heft 23 Bodo Scheurig, Walther von Seydlitz-Kurzbach – General im Schatten Stalins 2. Aufl. 1987
Heft 24 Kurt Hermann Mendel, „Blick in die Zeit“ 2. Aufl. 1987
Heft 25 Susanne Miller, Sozialistischer Widerstand im Exil, Prag – Paris – London 1. Aufl. 1984
Heft 26 Ger van Roon, Der Kreisauer Kreis zwischen Widerstand und Umbruch 2. Aufl. 1988
Heft 27 Klaus-Jürgen Müller, 20. Juli: Der Entschluß zum Staatsstreich 1. Aufl. 1985
Heft 28 Hans Mommsen, Der 20. Juli und die deutsche Arbeiterbewegung 1. Aufl. 1985
Heft 29 Klaus-Jürgen Müller, Der deutsche Widerstand und das Ausland 1. Aufl. 1986
Heft 30 Renate Bethge, Bonhoeffers Familie und ihre Bedeutung für seine Theologie 1. Aufl. 1987
Heft 31 Ingeborg Fleischhauer, Der Widerstand gegen den Rußlandfeldzug 1. Aufl. 1987
Heft 32 Gerd R. Ueberschär, Das Dilemma der deutschen Militäropposition 1. Aufl. 1988
Heft 33 Hermann Weber, Kommunistischer Widerstand gegen die Hitler-Diktatur 1933–1939 1. Aufl. 1988
Heft 34 Walter Grab, Die jüdische Antwort auf den Zusammenbruch der deutschen Demokratie 1933 1. Aufl. 1988
Heft 35 Beatrix Herlemann, „Der deutsche kommunistische Widerstand während des Krieges“ 1. Aufl. 1989

- Heft 36 Heinz Hürten, Die katholische Kirche zwischen Nationalsozialismus und Widerstand 1. Aufl. 1989
Heft 37 Arnold Paucker, Jüdischer Widerstand in Deutschland 1. Aufl. 1989

© Gedenkstätte Deutscher Widerstand
Stauffenbergstraße 13/14, 1000 Berlin 30
3. überarbeitete Auflage 1990
Redaktion: Wolfgang Göbel, Hans-Rainer Sandvoß,
Nicolaus Starost
Druckerei: Felgentreff & Goebel, 1000 Berlin 61
ISSN – 3592
Diese Broschüre wird unentgeltlich abgegeben und ist nicht zum Verkauf bestimmt